

5 Fragen an... Dr. Katrin Späte

Mitarbeiterin am Institut für Soziologie

Interview: Andreas Brockmann | Foto: WWU



1. Liebe Frau Späte, mit dem Begriff „Gender“ verbinden die meisten Menschen die recht einfache Übersetzung „Geschlecht“ bzw. die Unterscheidung in ein weibliches und männliches Geschlecht. Ich nehme an, die Gender-Forschung fasst unter diesem Begriff noch mehr Aspekte?

Der Begriff „gender“ wurde in Abgrenzung zu „sex“, körperlichem Geschlecht, gesetzt und wird im Deutschen mit „soziales Geschlecht“ übersetzt. „Gender“ hat den alten Begriff der „Geschlechterrolle“ ersetzt, weil der Rollenbegriff suggeriert haben soll, dass Frauen und Männer aufgrund körperlicher Unterschiede unveränderliche unterschiedliche Fähigkeiten und demzufolge auch unterschiedliche gesellschaftliche Aufgaben hätten. Tatsächlich trifft dies aber häufig nur auf den doch konkret abgrenzbaren Bereich der Fortpflanzung zu. Wichtig ist es zwischen der Verwendung von „gender“ in dem politischen Konzept „Gender Mainstreaming“ und in der Geschlechterforschung zu unterscheiden. In Gender-Mainstreaming Konzepten wird „gender“ nur als ein anderer Begriff für Frauen und Männer verwendet. In der Geschlechterforschung dagegen versteht man unter „gender“ als wissenschaftlich handhabbarer Kategorie eine soziale Unterscheidungspraxis, die sich historisch herausgebildet hat, sozio-kulturell sehr variabel ist und in Interaktionen hergestellt wird. Für die Alltagspraxen von Menschen in den meisten Gesellschaften bedeutet einen Frauenkörper oder Männerkörper (Modell der dichotomen Zweigeschlechtlichkeit) zu haben, entweder das Frau-Sein oder das Mann-Sein eindeutig, natürlich und konstant darstellen zu lernen, insbesondere unter Zuhilfenahme diverser kultureller Praktiken und kultureller Produkte wie Kleidung, Schmuck oder Frisur. Dies erlaubt dann eine Einordnung in Handlungssituationen derart schnell, dass Menschen sie bewusst häufig gar nicht wahrnehmen. Wenn dann allerdings nicht gehandelt wird wie es von einer „Frau“ oder einem „Mann“ in dem jeweiligen kulturellen Kontext erwartet wird, führt dies zu Irritationen. Eine Ambiguitätstoleranz, damit ist eine Offenheit für Uneindeutigkeit von „gender“ gemeint,

ist wenig verbreitet. Dabei ist doch Mensch-Sein noch von vielen anderen Merkmalen abhängig, wie Persönlichkeit, Körper, Alter, Ethnie, soziale Schicht, Bildungsniveau usw. Gesellschaftspolitisch relevant ist die Klärung der Frage inwiefern welche sozialen Strukturen und politischen Institutionen für wen zu welchen Freiheiten, Zwängen und Verletzungen von Menschenwürde und körperlicher Unversehrtheit führen und wie dies politisch verändert werden kann.

2. Klassische Rollenverständnisse von Frauen und Männern werden zunehmend in Frage gestellt und lösen sich auf. Wir haben bereits eine weibliche Kanzlerin, eine Rektorin und AStA-Vorsitzende. Wie bewerten Sie diese Entwicklung?

Es ist erfreulich, wenn immer mehr Frauen bereit sind, Führungspositionen zu übernehmen. Je mehr Frauen dies tun, desto mehr wird sich die Wahrnehmung von Frauen als mächtvolle und auch herrschende Entscheiderinnen im öffentlichen Raum normalisieren; im privaten Bereich kennen das ja viele. Wie schwierig es allerdings noch ist, lässt sich an der Debatte über das Aufsehen erregende Dékolleté der Bundeskanzlerin ablesen.

3. Innerhalb der Gender-Debatte geht es auch immer wieder um die Forderung nach Gleichbehandlung und Chancengleichheit gegenüber allen Geschlechtern. Sehen Sie diese Forderungen an der Uni Münster erfüllt?

Das ist ein weites Feld. Ich greife hier einfach mal die Besetzung von Professuren als Indikator für realisierte Chancengleichheit heraus. In Anbetracht der öffentlich zur Verfügung stehenden Daten für das Jahr 2007 waren an der WWU von 42 W3-Professuren drei mit Frauen besetzt: in der Medizin, in Geschichte/Philosophie und eine in den Philologien. Bei den W2-Professuren waren es von 50 Professuren acht. Das ist bisher also wenig ausgeglichen und die Unterschiede zwischen Fächern sind enorm. Es bleibt aber abzuwarten wie sich die Berufspraxis in Zukunft entwickeln wird. Hinsichtlich des Befunds einer Studie der hiesigen Politikwissenschaftlerin Annette Zimmer und anderen ist eine sogenannte „Feminisierung“ der Universitäten zu erwarten,

da diese im Zuge eines Wandels von Forschungseinrichtungen zu „Lernfabriken“ einen Prestige- und Bedeutungsverlust erfahren werden.

4. Stört es Sie denn persönlich, wenn Studierende in schriftlichen Arbeiten konsequent die männliche Form („Schüler“ / „Lehrer“ etc.) benutzen, oder Sie etwa vom Studentenwerk (und nicht geschlechtsneutral „Studierendenwerk“) hören?

Ja, meistens stört mich das aus einer gleichstellungsrechtlichen Perspektive. Begründung: Sprache ist eines der wichtigsten Instrumente zur Repräsentation von Welt – in den Geistes- und Sozialwissenschaften machen wir ja nichts anderes als durch präzisen Sprachgebrauch und die Schaffung neuer Begriffe unsere Wahrnehmung von „Welt“ zu verändern. Warum das ausgerechnet bei der sprachlichen Repräsentation von Frauen und Männern keine Rolle mehr spielen soll, ist mir schleierhaft, bzw. ist dann nur noch durch die Ausübung von Macht, in diesem Fall Definitionsmacht zu erklären. Es gibt so viele Möglichkeiten sich auszudrücken, ohne umständliche, sogenannte „leseunfreundliche“ Konstruktionen zu gebrauchen. Die sind leider zu wenig bekannt und eingeübt, sodass viele Menschen immer noch den Eindruck haben, es sei zu kompliziert.

5. Gibt es auch Bereiche, in denen Sie ein bewusstes „genders“ für übertrieben oder überflüssig halten?

Meinen Sie damit Wortschöpfungen wie Mitgliederin? Das halte ich in der Tat für übertrieben. Interessant finde ich allerdings eine Schreibweise wie Forscher_in, also die Trennung des genus mit einem Unterstrich, der einen Geschlechterraum symbolisieren soll, für alles was zwischen den sich als ausschließend konzipierten Geschlechtern „Mann“ oder „Frau“ liegen kann. Damit ist nämlich ein wichtiges Problem von „Geschlecht“ angesprochen: das „Frau-Sein“ und „Mann-Sein“ nicht als Kontinuum angenommen, sondern als Dichotomie mit einem „oder“ regiert wird.

Frau Späte, vielen Dank für das Gespräch.